

Nr. 55. Bromberg, den 16. April 1925

Spatenrecht.

Roman von **Sophie Kloerss.**

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Seit der Stunde hielt die alte Frau den Jungen zu sich, als wenn er ein Enkelsohn sei, und das vereinsamte Kind klammerte sich förmlich an sie an.

Almut? — Ach, Almut hätte hundert Arme und hundert Sinne haben mögen, all dem gerecht zu werden, was man von ihr verlangte.

Haus und Hof lagen mit aller Arbeit auf ihren und der Mägde Schultern. Die Männer waren draußen vom ersten Tageslicht bis zur tiefen Nacht. Und drinnen war Nässe und Moder, war Viehsterben und drohender Hunger und Durst.

Es war noch ein Glück, daß zwei Tage gießender Regen einsetzte und alle Kufen und Kübel füllte, doch für das Vieh war das nicht genug, und die tiefen Gruben auf dem Hofe, in denen das Wasser für die Tiere gesammelt wurde, die blieben bis in das Frühjahr hinein brackig.

Die beiden einjährigen Fohlen hatten das Stehen in der kalten Flut nicht vertragen; das eine starb, das andere hustete und wollte nicht fressen und besann sich nur langsam. Von den siebzehn Kühen krepierten acht. Sie lagen mit aufgeschwollenen Leibern und mußten schnell im aufgeweichten Boden der Fennen eingescharrt werden, daß der Gestank nicht das Haus verpestete.

Alles Kleinvieh war tot, nur die Tauben fanden sich wieder heran, und die Enten drunten auf dem Siel stellten sich nach und nach ein. Sie waren weit von der reißenden Flut hinweggetragen worden, doch ihr Instinkt ließ sie — zum Teil erst nach vielen Wochen — den Heimatplatz wiederfinden.

Viel Heu und Stroh war verdorben, und in der Mitte des Januar, als einsetzender Frost das Land gangbar machte, trieben die Bauern von ihren Kühen nach Bremen hinüber, meilenweit über die Straßen, um zu verkaufen, was sonst an Hunger eingehen mußte.

Lützelberger wanderte mit ihnen.

Zum erstenmal nach fast fünf Jahren sah er die große Stadt wieder und ging durch das Tor, unter dem er einen Winter lang als Schreiber im Stübchen gesessen hatte.

Bremen wimmelte von Viehhändlern.

Des einen Tod ist des anderen Brot. Sie wußten, das Vieh mußte kommen, und sie warteten darauf.

Der große Krieg, der noch immer nicht ausbrennen wollte, verschlang, was das Land hervorbrachte, und wenn die Heere, wie jetzt, im Winterquartier lagen, wurden weither die Zufuhren herangebracht und mit schwerem Gelde bezahlt.

Aber sie handelten, diese Händler, als sei jeder elende Pfennig ein Verlust, wenn sie ihn nicht auf ihre Seite buchen konnten. Lützelberger, der das Schachern und Feilschen nicht kannte wie seine Dorfgenossen und nicht ihren zähen, beharrlichen Sinn hatte, wurde schlecht bezahlt. Dennoch war er froh, wenigstens etwas Geld in die Hände zu bekommen, denn dieser kommende Sommer trug schwere Deichlasten, und an den neuen Deich draußen um das Vorland hätte er nicht mehr denken können, auch wenn die Flut von dem gewonnenen Boden nicht so viel wieder fortgerissen hätte.

Wie er nach erledigtem Geschäft durch die Straßen schlenderte, rief ihn eine helle Stimme an: „Ludolf Lützelberger! Thedingsbauer!" Und hinter ihm her kam es wie ein Wirbelwind.

„Kennt mich der Thedingsbauer nicht mehr?"

Thilde Wullenbarg! Wie sie da vor ihm stand, war sie es und war es doch nicht. Etwas war abgefallen von dem jungen Gesicht, ein Reiz, der sich nie wiedergeben ließ, das Kinderhafte, Liebreizende, Halbbewußte. Jetzt hatten die Augen den Blick, der alles gesehen hat und sich vor nichts scheut.

„Wohin wollt Ihr, Lützelberger? Mein Vater ist nicht daheim, ist wieder mal in Geschäften über Land. Aber mir seid Ihr willkommen. Ihr müßt mir erzählen von Eurer Hausfrau. Jan Reimers war mal da, der trägt Botschaft aus den Dörfern."

Eine ältliche Dienerin, die hinter ihr ging, wurde angerufen: „Geh nach Hause, Gesine, und sorg' für ein gutes Abendessen. Der Thedingsbauer ist zur Nacht unser Gast."

„Ich reite noch heute abend wieder, Jungfer Wullenbarg. Und die Gefährten erwarten mich im Roten Hahn."

Sie schmollte. „Ist das recht und christlich von Euch? Ich langweile mich da in meiner Einsamkeit halb zu Tode, und Ihr wollt mir nicht ein paar Stunden vertreiben?"

„Wenn es Euch lieb ist, komme ich noch auf eine Stunde zu Eurem Hause, doch reiten muß ich heute abend, wir haben keine Zeit zu verlieren."

„In die dunkle, böse Nacht hinein?"

„Wir sind unserer sieben Mann außer den Knechten. Und der Mond steht im dritten Viertel. Da reitet es sich ganz gut. Auf Wiedersehen, Thilde Wullenbarg."

Er ging weiter mit Boso Brinkama, der hinter ihnen hergekommen war, und der sagte: „Das war ja Herrn Wullenbargs Tochter! Mit der sollte sich ein Mann nicht auf der Straße zeigen. Jan Reimers sagt, die hat übeln Ruf in der Stadt. Die Männer lachen und kosen mit ihr und wollen sie doch nicht freien, trotz Wullenbargs Geldkisten."

Da ging Lützelberger nicht mehr hinauf zum Markt, an dem das Haus des Kaufherrn lag, und Thilde Wullenbarg ärgerte sich. — —

Die Monde gingen hin, und es kam langsam der Frühling. Die schwerste Not war vorbei, und wenn auch viele Wurten verlassen standen, auf anderen blühte das Leben neu empor. Die Übriggebliebenen schlossen sich fester zusammen, junge Leute freiten einander, Kinder wurden geboren und getauft, um Pfingsten standen die schweren Ochsen, von Bremen zur Mast herangetrieben, wieder im fetten Grase der Fennen, und die Lerchen, die sich fern im Süden ein Heim gebaut, während im Norden Tod und Verderben umgingen, jauchzten wieder in der blauen Höhe.

Lützelberger aber hatte das Gefühl, als sei er durch eine neue Taufe gegangen, die ihn ganz zum Nordländer gewandelt hatte. Und als der Gemeinderat, in dem jeder Bauer Sitz und Stimme hatte, acht Tage nach Pfingsten zusammentrat, sagte der Deichgräfe, der den Rat leitete: „Es hat der Freibauer Ludolf Lützelberger beantragt, daß man ihn hinfort mit dem Namen seines Vorgängers rufen möge, der seit zweihundert Jahren am Hofe hängt. Daß das Thedingsgeschlecht nicht aussterbe in Butensiel und man ihn nicht länger als einen halb Landfremden ansehen möge. Hat einer was dawider, der rede jetzt und schweige hernach."

Sie waren es alle zufrieden, und in dieser Stunde wurde aus Ludolf Lützelberger Lubo Thedinga.

Und der Deichgräfe sprach weiter:

„Es ist noch ein Antrag gestellt, den sollen die Dorfgenossen entscheiden. — Tanto Siabs, der sein Haus verloren hat und bei den Thedingas heimisch geworden ist, will nicht wieder aufbauen, weil er dreiundachtzig Jahre alt ist und weil die Zeit zu schwer ist für sein Vermögen.

Wenn aber Tanto und Gretje nicht mehr sein werden, fällt der Siabshof an die Thedinga.

Das ist klares Recht.

„Hat einer was dawider, so rede er jetzt und schweige hernach."

Sie waren es alle zufrieden.

„Nun ist aber im Thedingshof ein Knabe, der ist arm und verlassen an den Hof gekommen und hat dort Rechte erfahren wie ein Sohn. Und hat sein letztes Anverwandtes durch die letzte Not verloren. Wie ihr alle wißt. — Und Tanto Siabs und Gretje Siabs haben nicht Kind noch Enkel und wollten wohl den Knaben mit ihrem Namen und ihrem Hof, so viel davon geblieben, bedenken, wenn die Gemeinde das Kind als einen Butensieler aufnehmen und dulden will, daß es von nun an den Namen Watto Siabs führt.

Hat einer was dazu zu sagen, so rede er jetzt und schweige hernach."

Da stand Brinkama auf und sagte: „Es war zuvor kein Brauch, fremdes Blut zwischen die Friesen zu tragen. Sollen wir nicht sorgen, daß unsere Art und unser Recht darunter leiden wird?"

„Geht das auch auf mich?" fragte der neue Thedingsbauer.

„Es geht auf dich und geht nicht auf dich. Du hast den Spaten gezogen und sitzest zu Recht auf deinem Hof, wenn du auch landfremd warst. Du hast dich in Nottagen als ein Mann gezeigt, und wir achten dich, auch wenn deine Art nicht unsere Art ist und deine Weise nicht unsere Weise.

Aber ein anderer — einer, den wir nicht kennen —"

„Seht ihr das Kind nicht aufwachsen unter euch?"

„Kennen wir die Wurzeln, aus denen es aufwuchs? Ob sie gut sind oder böse? Du hast dich ausweisen können, und wir haben gesagt, es ist kein Makel an deinem Herkommen. Wem gehörte der Knabe? War die Mutter vielleicht eine vom fahrenden Volk? Eine Unehrliche? Eine, die durch das Land strich und den Männern nachging?"

„Ich habe sie nur gesehen, als sie tot war," sagte der neue Thedinga. „Sie sah nicht aus wie eine Landstreicherin. Und was die Kinder zu sagen wußten, klang nach einer, die ausgetrieben war aus der fernsten Heimat, als der Feind den Mann erschlagen und das Haus verbrannt hat. Und die Fetzen der Kleider, die die Kinder am Leibe trugen, waren wie Herrenkleider, und die Hände der Frau waren wie bei einer, die das Befehlen gewohnt gewesen, aber nicht das Dienen und Arbeiten. Und dies hier ist das letzte Zeichen aus ihrem vergangenen Leben." Er griff in das Wams und legte dem Deichgräfen einen Ring in die Hand.

Ein Wappenring war es, und in bläulichem Stein war ein Schrägbalken geschnitten, darunter eine Feder, darüber eine Axt.

Sie ließen den Ring von Hand zu Hand gehen, — keiner kannte die Zeichen. War es adlig Blut, das da in die Irre gegangen war in seinem Elend? War es altes Bürgertum, das sein Wappen führte wie die adligen Herren? War es freies Bauerngeschlecht gewesen? Sie konnten es nicht deuten.

Und wo war in dieser unruhigen Zeit, die gleich hinter ihren stillen Fennen in den Städten und auf den Straßen umging, jemand, der suchen mochte, wohin der Ring wies?

„Ich hab' den Jungen vier Jahre in meinem Hause," sagte Lubo Thedinga wieder. „Er hat ein ehrliches Auge und einen geraden, stolzen Sinn. Und wenn Tanto Siabs ihn annehmen will an Sohnes Statt und ihm seinen Namen geben, daß er nicht namenlos in der Gemeinde steht, dann wollen mein Weib und ich und Eno Thedinga auf alle Rechte an dem Siabshof verzichten, für uns und unsere Kinder und unsere Enkel, so uns der Himmel solche geben will. Das habe ich zu sagen, und das andere steht bei der Gemeinde."

Da standen sie alle auf und standen im Ring und schlugen die Hände ineinander, und der Deichgräfe sagte: „Ruft den Knaben", denn Walter stand drunten am Hügel und wartete, was droben am Upstallsboom über ihn beschlossen wurde.

„Komm herauf!" rief Lubo, und der Junge ging, rot im Gesicht und mit ein wenig verwirrten Augen, denn es war keine so einfache Sache, zwischen all die Männer zu treten, aber doch mit festen Schritten den Hügel hinauf und stand neben den Versammelten.

„Lege deine Hand auf unsere Hand," sagte der Deichgräfe. „Und nun sprich mir nach, was ich dir vorsprechen werde:

„Ich, Walter Siabs, von heute ab ein rechter Friese und kein anderer, will geloben und halten, diesem Lande und dieser Gemeinde allezeit getreu und dienstbar zu sein.

Dienstbar den Genossen in allen Rechten und Pflichten, die da binden und bauen, und keinem andern dienstbar, er sei Fürst oder Herr oder Graf.

Und will das Land bauen, wie es Sitte ist, und will den Deich schirmen und hüten und will Tag und Nacht meinen Sinn so halten, daß es des Landes Nutz und Frommen sein soll.

Das alles gelobe ich und will es halten bis zu meiner letzten Stunde, so wahr mir Gott gnädig sei und mir zu einem guten Leben und einem seligen Sterben helfen möge

Amen.""

Der Junge sprach jedes Wort klar und deutlich nach, seine Augen wurzelten fest in denen des ernsten Mannes, sein junges Herz schlug hart gegen die Rippen, Schauer von Ehrfurcht und einer großen starken Freude, so dastehen zu dürfen, jagten ihm über den Leib.

Der Deichgräfe ließ die gehaltenen Hände los und wandte den Jungen so, daß der über das Land hinsah hinüber zur fernen See. Sanft spielend lag die im Sonnenlicht, koste den Strand und sang heimlich lockende Lieder.

„Das ist das erste, daß du den Deich halten sollst, und das weißt du, so jung du bist, denn kein Kind lebt vier Jahre unter uns und kennt nicht unsere Not und unsere Arbeit. Noch bist du jung und verstehst nicht, was alles du gelobt hast. Doch Tanto Siabs wird es dir immer und immer wieder sagen, bis es so fest in deinen Sinn gehämmert ist, daß du es keine Stunde vergißt. Und wenn du danach tust und die Flut da draußen, die unser Leben ist und unser Tod, wenn du die beherrschst und bändigst, dann wird dir das Land lohnen mit reichen Ernten und einem glücklichen Heim.

Es ist von dem Herrn den Menschen ein Gesetz gegeben, das heißt: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. —

Das erfahren wir alle Tage neu.

Aber wir erfahren auch ein anderes: daß solch Brot köstlich ist und die Menschen stark macht an ihrem Körper und stolz in ihrer Seele.

Freie Bauern sind wir gewesen, solange der Wind über Friesland geht, frei und stark wollen wir leben, solange Friesen an diesem Strande wohnen werden.

Eala freya Fresena."

Der Knabe ging von einem zum andern, und immer höher und heißer schlug ihm das Herz, als jeder ihm die Hand bot mit den gleichen Worten: Eala freya Fresena.

Und diese Stunde auf dem stillen Hügel unter der linden Sommersonne, die Unendlichkeit des Himmels über sich, die Unendlichkeit von See und Land vor sich, starke, stolze, freie Männer um sich, — die grub sich in seine junge Seele. Was ihm auch im Leben später begegnete — und er hatte ein langes und reiches Leben vor sich —, über diese Stunde seiner Knabenzeit ist ihm keine andere gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Opfer.

Skizze von Hans Winterfeld.

Gellende Rufe erschollen aus dem dritten Stockwerk des Hauses Langegasse Nr. 42: „Räuber! Mörder!" Dann wieder: „Hilfe! Zu Hilfe!" Und man vernahm das Getöse eines erbitterten Kampfes.

Der Vizewirt war der erste, der, notdürftig bekleidet, die Treppen hinaufraste. Doch fanden er und herbeieilende Mieter die Türe der kleinen Wohnung verschlossen und verriegelt. Im Innern aber tobte der Kampf weiter. Stühle fielen zu Boden, dumpfe Schläge ertönten und der keuchende Atem ringender Menschen war vernehmbar. Dazwischen ertönten die verzweifelten Rufe: „Hilfe! Zu Hilfe!"

Wieder war es der Vizewirt, der sich zuerst faßte; er lief die Treppen hinab und kam mit einer schweren Eisenstange zurück, mit welcher er die eine Türfüllung zu bearbeiten begann. Die männlichen Mieter des Hauses halfen ihm mit mehr gutem Willen als Geschick. Leider nur schien dem Opfer dort innen inzwischen die Kraft auszugehen; seine Rufe wurden schwächer und erstarben in einem dumpfen Stöhnen. Endlich ein schwerer Fall — Schritte, die in den Nebenraum huschten — ein Klirren, wie von einem aufgestoßenen Fenster — dann tiefe Stille.

Jetzt stürzten sich die außenstehenden Männer mit verdoppelter Wut auf die Türe, das Holz krachte, splitterte, fiel nach außen.

Der Weg in die Wohnung lag endlich frei.

Der Vizewirt steckte die Hand durch die Öffnung, drehte den Schlüssel und hob die schützende Kette ab.

„Achtung!" flüsterte er dem Kleinkaufmann zu, der das halbe zweite Stockwerk innehatte und ihm zunächst stand. „Halten Sie die Laterne so, daß der Schein nicht auf mich fällt! Ich will vorangehen." Er betrat den Vorraum; vorsichtig folgten die anderen.

Im Zimmer, das sich diesem Vorraum anschloß und das mit einer kleinen Küche die ganze Wohnung des ledigen, siebenunddreißigjährigen Bankbeamten Anton Bergmann ausmachte, sah es wüst genug aus. Ein großer Teil des Mobiliars war zerbrochen, der Schreibtisch gewaltsam geöffnet, die Schränke aufgerissen, Kleider und Wäschestücke lagen umher. Beim Bette zeigten sich die ersten Blutspuren, die sich dann an der Tischdecke fortsetzten, um sich hernach in einer grausigen Lache am Boden zu sammeln. Das eine der beiden Fenster war aufgerissen worden, die Flügel schwangen noch im Winde.

„Dort stieg der Mörder hinaus!" sagte der Vizewirt, entzündete die Gaskrone, schickte seine Frau zum nächsten Polizeirevier und begann unter fortwährendem Warnen: „Nichts berühren, meine Herren, ja nichts berühren, das muß alles so bleiben, wie es ist!" vorsichtig nach dem jungen Bergmann zu suchen. Nach ihm, oder nach seiner Leiche! Denn man durfte leider kaum mehr hoffen, das Opfer des räuberischen Überfalls noch lebend aufzufinden.

Bereits nach kurzer Zeit erschien die Polizei, suchte das Haus vom Keller bis zum Boden ab und scheuchte die in Bergmanns Wohnung versammelten Mieter in den Treppenflur hinaus mit dem Bedeuten, dort auf eine spätere Vernehmung zu warten. Nur der Vizewirt durfte bleiben und einen gedrängten Bericht über das grausige Geschehnis abgeben. Dann schritt der Polizeileutnant zur Untersuchung des Tatortes. Er leuchtete die kleine Wohnung gründlich ab, fuhr in alle Schränke und Kommoden, hieß den Wachtmeister unter Bett wie Divan kriechen; nirgendwo fand sich eine Spur des unglücklichen Opfers.

„Das offene Fenster!" wagte der Vizewirt zu erinnern. „Dort muß der Mörder hinaus sein! Eine halbmeterbreite Brüstung läuft am Fenster lang und —"

Der Beamte sah den Mann so verachtungsvoll an, daß jenem der Mund mit hörbarem Rucke zufiel. Dann wendete sich der Polizeileutnant zu dem Wachtmeister: „Krause, sehen Sie mal nach!"

Der wohlbeleibte Wachtmeister kroch mit einiger Beschwerde auf Fenster und Brüstung, die elektrische Taschenlampe in der Hand. Nach wenigen Minuten kam er zurück und meldete: „Fußspuren sind deutlich im Schnee zu sehen, rötlich gefärbte Fußspuren. Sie führen zu der Wasserrinne hin, die mit dem Dache in Verbindung steht. Dort hinauf jedoch — —"

„— — können Sie mit Ihrer Dicke nicht!" ergänzte der Polizeileutnant trocken. „Mertens!"

Der bei weitem schlankere und jüngere Schutzmann unternahm es gern, das Dach zu untersuchen. Inzwischen war Hilfe vom Revier nachgekommen, ein kleiner Scheinwerfer spielte. In seinem Lichte entdeckte man die Spuren des Mörders bald auf dem Dache und konnte sie bis zum Blitzableiter verfolgen, an welchem sich blutige Fingerabdrücke vorfanden. Auf der Straße jedoch kam die Nachforschung zu plötzlichem Stillstande. Dort war der Schnee durch Passanten längst in weichen Brei verwandelt!

Das Verhör der Mieter des Hauses ergab nichts Wesentliches. Auch eine telephonische Anfrage bei der Bank, die Bergmann beschäftigt hatte, blieb ohne Erfolg. Weil einige Tage später die Wechselkasse, welche der Ermordete zu verwalten gehabt hatte, revidiert wurde und einen bedeutenden Abgang, der durch falsche Buchungen geschickt verdeckt war, ergeben hatte, erkannte die Polizei, daß Bergmann einen Mitschuldigen hatte und mit diesem in Streit geraten war. Auf diese Art erklärte sich auch das Eindringen des Mörders in die fest verschlossene und verriegelte Wohnung. Der Mitschuldige war sicher schon seit dem Spätabend dagewesen, mit Wissen des Defraudanten. Nachdem bereits alles im Hause schlief, geriet man bei der Teilung des Raubes aneinander, es kam zu Drohungen und schließlich zu Handgreiflichkeiten. Der Angegriffene schrie um Hilfe. Als dann der Vizewirt und die Mieter herbeieilten, schlug der Mörder, erbittert, aus Furcht, verhaftet zu werden, zu.

Soweit schloß sich Glied an Glied zur lückenlosen Beweisführung.

Die Polizei setzte einen namhaften Preis auf Nachrichten, die zur Ergreifung des Schuldigen führen konnten, aus; ein Chauffeur meldete, er sei in der fraglichen Nacht in der Nähe der Langegasse von einem Manne angehalten worden mit der Frage, ob er zum Bahnhof fahren wolle. Der Chauffeur brachte den mit einem großen Gepäckstück versehenen späten Passagier an den gewünschten Ort, wurde reichlich bezahlt und entlassen. Er konnte jedoch keine nähere Schilderung seines Fahrgastes geben, weshalb das Verbrechen unaufgeklärt blieb. — Auch die Nachforschungen nach der Leiche blieben ergebnislos.

Allmählich ebbte das Interesse des Publikums ab, die Zeitungen verwiesen ihre Berichte von der ersten nach der sechsten Seite des Blattes, und der geheimnisvolle Mord im Hause Langegasse 42 wurde zu den Akten gelegt, wie so viele ungesühnte Verbrechen vor ihm.

— — — — — — —

Etwa ein Jahr später erhielt der Polizeidirektor einen versiegelten Brief mit amerikanischer Freimarke und dem Vermerk „Dringlich!". Er öffnete den Umschlag und las:

„Irgendwo und Irgendwann.

Sehr geehrter Herr Polizeidirektor!

Ich hoffe, mir Ihren sowie den Dank der Ihnen unterstellten Beamtenschaft zu verdienen, wenn ich es jetzt unternehme, Licht in den geheimnisvollen Vorgang zu bringen, der wohl schon lange und unter dem Titel „Rätselhafter Mord im Hause Langegasse 42" zu den Akten gelegt wurde. Diese Absicht ist um so löblicher, als ich der einzige bin, der um Tat und begleitende Umstände weiß; hätte ich geschwiegen, würden Sie und die ganze Ihnen unterstehende Beamtenschaft ewig im Dunkel tappen. — Gestatten Sie, daß ich beginne.

Ich, Anton Bergmann, siebenunddreißig Jahre alt, ledig und bis dato noch gerichtlich unbescholten, hatte die mir anvertraute Wechselkasse seit längerer Zeit bestohlen und die beträchtlichen Abgänge durch falsche Buchungen gedeckt. Nur war ich klüger als andere Defraudanten, ich verspielte weder, noch verjubelte ich meine Beute, ich hielt die entwendeten Summen hübsch beisammen, um in Amerika, wohin ich zu flüchten gedachte, größere Beträge flüssig zu haben. Ich hatte mir eine bestimmte Grenze gesteckt; als diese erreicht war, begann ich die Vorbereitungen zur Flucht zu treffen.

Ich hatte mir von vornherein klar gemacht, daß nur ein Vorsprung von einigen Tagen mein Entkommen sichern konnte. Am Tage des „geheimnisvollen Mordes" schnitt ich tüchtig in meine Hand, sammelte das hervorbrechende Blut und befeuchtete später mit ihm Boden und Tischdecke meines Zimmers. Danach erbrach ich meinen eigenen Schreibtisch, öffnete gewaltsam Schränke und Kommoden und streute einige Kleidungs- und Wäschestücke umher. Als es Nacht geworden war, begann der Komödie zweiter Teil. Ich rief um Hilfe und täuschte einen „erbitterten Kampf" vor. Mein Gepäck war bereits in Sicherheit gebracht und stand bereit; die elektrische Taschenlampe lag in Reichweite. Als der Vizewirt die Türe erbrach, stieß ich das Fenster auf, ging die Brüstung entlang, erkletterte die Wasserrinne, das Dach und ließ mich am Blitzableiter herunter. Das Weitere wissen Sie bereits aus der Aussage des Chauffeurs, die ich, Wochen später, mit großem Vergnügen in einer alten, deutschen Zeitung las.

Suchen Sie nicht nach mir, verehrter Herr Polizeidirektor; die Stadt, in welcher dieser Brief zur Post befördert wurde, ist meilenweit von meinem jetzigen Schlupfwinkel entfernt. Und suchen Sie auch nicht länger nach dem „Opfer des geheimnisvollen Mordes"; es gibt kein solches, wie es auch keinen Mörder in dem „unaufgeklärten Falle" gibt." —

Das Leben eines Sonderlings.

Im Berlin der Biedermeierzeit lebte in der Johannisgasse ein sonderlicher Kauz: Johannes Graf von Roß. Ein Sonderling und Original aus Laune, aus Tollheit, nicht aus Welt- und Menschenverachtung, denn er kannte die Welt und hatte das Leben genossen, ein Leben, das reich genug an Schönheit und Abwechslung war. Sein Vater bekleidete einen hohen Posten in Indien, und dort wuchs er auf. Nach dem Tode des Vaters siedelte die Mutter mit dem einzigen Sohne nach Europa über, wo sie in den Salons von Paris und Wien die Rolle einer gefeierten Schönheit und Grand-Dame spielte. Aber dieses luxuriöse Leben verringerte den einst ungeheuren Reichtum der Familie, doch ließen sich Mutter wie Sohn nichts entgehen; Maskenbälle, Gesellschaften, Theater, Liebschaften lösten einander ab. Aber da kommt eines Tages die Wandlung: der Graf läßt sich wohl bei allen gesellschaftlichen Veranstaltungen sehen, aber im Grunde ist er nicht mehr recht dabei, dieses Leben interessiert ihn nicht mehr. Er siedelte nach Berlin über und begann in seinem Haus in der Johannisstraße ein ganz eigentümliches, von tollen Einfällen reiches Leben. Wer in das Haus trat, war überrascht über das, was sich da dem Blicke bot; meilenweite Fernen taten sich auf, Seen, blühende Gärten, Springbrunnen, Höhenzüge in der Ferne; wo kam diese unerwartete Schönheit her, hier, in einer winkligen Gasse, dicht an einem alten Kasernenschuppen? Am Eingang hielten phantastische Wesen, Riesen in Stahlpanzern und

Chinesen mit langen Bärten, Wacht — aber sie waren aus Pappe und die herrlichen Landschaften im Hintergrund nur auf die Wand gemalt — aber bei Mondschein oder in der ersten Dämmerung war der Eindruck tatsächlich überraschend. Noch barocker war das Innere des Hauses. Alles was er aus Indien mitgebracht, hatte hier Aufstellung gefunden: Waffen, Geräte, Priestergewänder, Porzellan, Bilder usw. Er hatte das Haus in vier Weltteile geteilt, ein besonderes Kabinett barg römische Kunstgegenstände aus der Kaiserzeit. In diesen Räumen waren die verschiedenen Gegenstände völlig ungeordnet untergebracht, Wertvolles lag neben Kitschigem oder gar Nachgeahmtem, das Tollste waren aber die Zettel, die zu diesem oder jenem Gegenstand gelegt waren, deren Inschrift nicht die geringste Beziehung zu ihm hatte. Man konnte sich den Kopf darüber zerbrechen, warum wohl gerade bei einem Stück Seidetaffet der Spruch: „Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht" niedergelegt war, oder bei einem Stück Mammutsknochen Schillers Wort: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld". In dem größten Raume standen in den vier Ecken vier riesige Pagoden, im Bauche der einen nahm der Graf mit Vorliebe Platz, um durch den Nabel, der als Guckloch hergerichtet war, die Besucher, die seine Sammlung besichtigten, ungeniert betrachten zu können und ihre Aussprüche zu belauschen, wobei er oftmals nicht gerade durchweg Schmeicheleien zu hören bekam. Merkwürdig wie sein Leben war auch sein Tod. Als er einst über die Johannisgasse ging, begegnete ihm ein Trauerzug. „Der nächste Leichenwagen, der durch diese Gasse fährt, wird mich hinausführen", sprach der Sonderling und tatsächlich geschah es so. Er starb im Jahre 1848. Seine merkwürdige Sammlung wurde versteigert und in alle Winde zerstreut. O. K.

Bunte Chronik



* **Harte Arbeit eines Prinzen.** Es ist in England oft davon gesprochen worden, daß der Prince of Wales, der älteste Sohn des Königs, einer der schwerst arbeitenden jungen Männer des Königreiches ist. Das Programm, das für seine augenblicklich stattfindende sechsmonatige Reise nach Südafrika und Südamerika ausgearbeitet ist, scheint diese Ansicht zu bestätigen, denn da ist in den ganzen Monaten nicht eine Stunde, die nicht genauestens für einen bestimmten Zweck im voraus festgelegt worden wäre. An einzelnen Tagen wird der königliche Arbeiter nicht weniger als 17 Engagements zu erledigen haben, und sein Tagewerk wird pünktlich um acht Uhr morgens beginnen und um 11 Uhr in der Nacht aufhören. Die einzige Erholungszeit dürfte ihm während der Seereise auf dem Großkampfkreuzer „Repulse" gestattet sein. Der Hauptzweck der Reise des Prinzen ist, die Beziehungen zwischen dem Dominium „Union von Südafrika" und dem Mutterlande zu stärken. Denn obgleich Südafrika ein englisches Besitztum ist, so ist doch der Güteraustausch nicht besonders stark, wie er mit diesem an Bodenschätzen unendlich reichen und wichtigen Gebiet sein könnte, und die Selbständigkeit der südafrikanischen Regierung und der vielen völlig von England unabhängigen Betriebe bringt es mit sich, daß regelrechte Geschäftsbeziehungen eingeleitet werden müssen. Auch die weitere Reise nach Argentinien ist der Anbahnung besserer Handelsbeziehungen gewidmet, da der Handel mit diesem wichtigen Absatzgebiet sehr zu wünschen übrig läßt. Das Parlament hat daher einschließlich der Sozialisten die Kosten für diese Reise des Prinzen fast einstimmig bewilligt, und bei seiner Abschiedsfeier im Savoy waren statt der sonst üblichen Diplomaten und Militärs diesmal Kaufleute und Industrielle die Gäste des königlichen Handelsgesandten.

*

* **Jedermann sein eigenes Flugzeug!** Die amerikanische Bewegung für Kleinflugzeuge hat in England großen Widerhall gefunden, und es werden jetzt von großen englischen Flugzeugfirmen billige Amateurflugzeuge angeboten, die so einfach gehandhabt werden können wie ein Auto. Die Ankündigung von Henry Ford, dem amerikanischen Autokönig, billige Flugzeuge herzustellen, die das Fliegen zum Allgemeingut wie Reiten und Autofahren machen sollen, hat prompt englische Angebote zur Folge gehabt, wonach ein augenblicklich ausgeprobtes englisches Kleinflugzeug für 6000 Goldmark verkauft werden wird, also zum Preise eines billigen Autos. Dabei wird gerade diesen Flugzeugen eine höchstgradige Stabilität gegeben werden und denkbar einfache Handhabung, die es jedem nicht ganz Ungeschickten, sei es ein Herr oder eine Dame, nach kurzer Übezeit möglich machen wird, selbständig zu fliegen. Das Interesse für den Flugsport ist in England äußerst groß und es bestehen eine ganze Reihe von Klubs für Leichtflugzeuge und Amateurfliegen, deren Mitglieder vielfach mehrere Flugapparate besitzen. Ein billiges und zugleich einigermaßen sicheres Flugzeug, wie es angekündigt ist, wird hier viele Käufer finden und in einigen Jahren wird voraussichtlich dieser Geschäftszweig außerordentlich gut gehen.

*

* **Was die Kältemaschinen leisten.** Nach einer Statistik von A. Fischer waren vor etwa 12 Jahren 5100 Kältemaschinen in Deutschland im Gebrauch. Heute wird die Zahl auf mindestens 8000 geschätzt. Wenn statt ihrer Leistungen Natureis aus den nördlichen Ländern eingeführt werden müßte, so würden fast 7000 Schiffsladungen zu je 3000 Tonnen nötig sein. Der natürliche Eisverbrauch ist infolge der künstlichen Kälteerzeugung sehr zurückgegangen, was im Interesse der Volksgesundheit nur zu begrüßen ist, da sich im Eise eine ungezählte Anzahl von Krankheitskeimen befinden, die beim Auftauen wieder lebendig werden und eine verhängnisvolle Rolle spielen können. In einer Reihe von Fällen ist infolgedessen bereits von Behörden gegen die Verwendung von Natureis Einspruch erhoben worden. Der Umstand also, daß in diesem Jahre kaum ein genügender Vorrat von Natureis hat geschnitten werden können, kann uns wirklich „kalt lassen".

*

* **Der Taucher und die Liebesbriefe.** Von einem Pariser Schwurgericht wurde kürzlich ein ungetreuer Bankbeamter namens Colin verurteilt, der seiner Bank Wertpapiere im Betrag von 96000 Frank gestohlen hatte. Der Fall erweckt Interesse durch einen romantischen Begleitumstand. Colin hatte nämlich nicht alle Papiere versilbern können; es blieben ihm schließlich französische Rententitel im Betrage von 7900 Frank, die er nicht loswerden konnte, ohne sich verdächtig zu machen. Um sich des gefährlichen „corpus delicti" zu entledigen, machte der ungetreue Bankbeamte aus den entwendeten Wertpapieren ein kleines Paket, das er, wie er in der Untersuchung bekannte, wohlverschnürt von einer Brücke aus in die Seine warf. Die Versicherungsgesellschaft, bei der die geschädigte Bank versichert war, entschloß sich, auf Grund dieses Bekenntnisses den Versuch zu machen, die 7900 Frank den Fluten der Seine zu entreißen. Es wurde ein Taucher angeworben, der die Seine an der von Colin bezeichneten Stelle absuchte. Am Ufer standen die Beamten der Versicherungsgesellschaft und verfolgten mit gespannter Aufmerksamkeit die Arbeit des Tauchers. Stunden vergingen, ohne daß etwas gefunden wurde. Endlich sah man den Kupferhelm aufsteigen, und bald darauf stand der Taucher an der Uferböschung. Er hielt ein kleines Paket in der Hand; das Unternehmen war geglückt. Klopfenden Herzens begann man, den das Päckchen umschnürenden Bindfaden zu lösen. Zur unangenehmen Überraschung der Versicherungsbeamten enthielt es jedoch keine Wertpapiere, sondern, in Zeitungen aus dem Jahre 1904 eingehüllt, eine Anzahl glühender Liebesbriefe mit der Adresse der Empfängerin. Das Wasser hatte die Schriftzeichen unverwischt gelassen, so daß man sie mühelos entziffern konnte. Vor zwanzig Jahren hatte diese Frau, die heute sechzig zählt, die Briefe ihres Liebhabers von der Brücke aus in die Seine geworfen, in der Hoffnung, daß der Fluß verschwiegen sein werde. Aber diese Hoffnung hat sie getrogen. Der Fluß hat nach zwanzig Jahren ihr Geheimnis verraten, und die Ärmste mußte sich sogar vor dem Untersuchungsrichter einem peinlichen Verhör unterziehen. Dabei wurde der Schleier des streng gehüteten Geheimnisses, das sie für alle Ewigkeit begraben wähnte, indiskret gelüftet.

*

* **Billige Schlafmittel. — Frisierkamm und Sammetläppchen.** Mancher Leser wird schon an sich selbst beobachtet haben, daß durch Auskämmen seiner Haare beim Friseur eine Müdigkeit erzeugt wird, welche bis zum gelegentlichen Einschlafen führen kann. „Ich benutzte diese Erfahrung", schreibt Med.-Rat Dr. Beer-Wien in der neuesten „Ars Medici", indem ich bei schlaflosen Patienten ein Familienmitglied anwies, den Patienten, wenn er bereits im Bett liege, bei ganz geringer Beleuchtung oder, wenn möglich, im Finstern mit dem Frisierkamme so zu behandeln, als ob es ihm die Schuppen von der Kopfhaut entfernen wollte. Der Erfolg ist oft eingetreten. Bei Frauen mit langen Haaren muß das Verfahren entsprechend modifiziert werden. Bei Patienten mit Glatzen kann die Kopfhaut auch mit einem Samtlappen bestrichen werden!

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.